

Attilio Mastrocinque, **The Mysteries of Mithras. A Different Account**. Orientalische Religionen in der Antike, Band 24. Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2017. XXI und 364 Seiten, 81 Abbildungen.

Ein schwieriges, ein ärgerliches Buch! Schwierig ist eine detaillierte Inhaltsangabe, weil es neunundachtzig Paragraphen bietet, die jeweils in sich ein kleines abgeschlossenes Thema behandeln, aber häufig unzusammenhängend aneinandergereiht sind. Ärgerlich ist die Arbeit wegen ihrer zentralen These. Mastrocinque will den Mithraskult erklären, vor allem das weit verbreitete und daher sicherlich allgemein bekannte zentrale Relief der Tötung des Stiers durch den Gott Mithras. Er spricht davon, einen »entirely new approach« und eine »brand new chronology« zu bieten, eigentlich »to examine anew almost everything about Mithraism« (alles S. V).

Die Deutung des Mithraskultes als vornehmlich persische Religion (S. 1) entspricht dem Trend unserer Zeit, eine Entwicklung, die ich längst überwunden glaubte (vgl. R. Gordon, Von Cumont bis Clauss. Ein Jahrhundert Mithras-Forschung. In: Imperium der Götter. Isis, Mithras, Christus. Kulte und Religionen im römischen Reich [Karlsruhe 2013] 237–242). Aber das ist für Mastrocinque nicht ausschlaggebend. Er sieht ein anderes entscheidendes Element des Mithraskultes, das bislang alle übersehen haben: die Ideologie des Kaisertums (S. 5). Der Kaiserkult ist der Maßstab für viele Erscheinungen des Mithraskultes (S. 32). Die Kaiser repräsentierten Mithras, Mithras wurde das Modell für den römischen Kaiser (S. 44). Die Mithrasreliefs zeigen gelegentlich den Stier, dessen Schweif in Ähren endet; Mithras selbst ist

einige Male mit einem Bogen ausgerüstet, wobei er Wasser aus einem Felsen hervortreten lässt. Damit wird laut Verfasser auf wichtige Aufgaben des Herrschers angespielt. Die Tribunicia potestas betraute ihn mit der Fürsorge für die Armen – schon dies eine höchst eigenwillige Interpretation –, und es war der Kaiser, der das römische Volk mit Brot und Wasser versorgte. Szenen zeigen Mithras, der dem vor ihm knienden Sol einen Kranz aufsetzt. Und es war der römische Kaiser, der als einziger einem anderen Menschen Regierungsgewalt übertragen konnte (S. 146).

Und dann kommt der Autor zu seiner zentralen These, um zunächst öfters darauf hinzuweisen, dass man den Mithraskult nicht versteht, ohne Vergil zu kennen. In Paragraph 40 behandelt er eine Szene, die einen Stier in einem Boot zeigt, das einer mondförmigen Sichel ähnelt. Da die ägyptische Königin Kleopatra gelegentlich mit der Mondgöttin gleichgesetzt wurde, soll das Boot des Stieres das perfekte Symbol für Kleopatra und ihre Flotte sein, mit der sie an der Schlacht bei Actium 31 v. Chr. teilnahm. Hiermit ist für den Verfasser endlich der Punkt erreicht, um zu seiner neuen, nämlich politischen Deutung der Stiertötungsreliefs zu kommen: Der Sieg Octavians und weitere Erfolge des späteren Augustus bildeten das Modell für alle nachfolgenden Herrscher, deren Aufgabe es war, die Bewohner des römischen Reiches mit Lebensmitteln zu versorgen, nachdem sie dessen Feinde besiegt hatten. Die Stiertötung war wiederum das Modell eines Sieges, der Überfluss produziert. Die Stiertötung bezieht sich also auf den Sieg Octavians über Kleopatra (S. 160).

Hat Mastrocinques vermeintliche Beweisführung diesen Punkt erreicht, gibt es kein Halten mehr: Octavian konnte aus den bekannten Gründen Kleopatra nicht bei seinem Triumph des Jahres 29 v. Chr. in Rom mitführen. Was wäre, wenn er den heiligen Apisstier als Symbol Ägyptens anstelle von dessen Königin präsentiert hätte? In einigen Szenen zeigen die Reliefs, wie Mithras den Stier von irgendwoher wegschleppt. Doch diese Verbindung bezeichnet der Autor selbst als hypothetisch (163).

Als weniger hypothetisch sieht er es offenbar an, die Szenen zu deuten, in denen Mithras, der angeblich Augustus ist (S. 289), auf dem Wagen des Sol gen Himmel fährt; deren politische Deutung ist »simple« (S. 165): Augustus kehrt in dem Sonnenwagen in den Himmel zurück und regiert von dort über das Universum. Und nochmals: Die Erlösung durch Mithras war die Erlösung vom Bürgerkrieg der römischen Republik, die Augustus der gesamten Menschheit geschenkt hat (170). Zu den vom Verfasser postulierten historischen Erzählungen der Mithrasreliefs gehört auch eine Szene, in der Mithras droht, Sol zu schlagen;

sie sei aus der Nachfolge von Augustus zu Tiberius zu sehen. Als Tiberius nach manchen Wirrnissen endlich als Nachfolger anerkannt war, führte er erfolgreich einige Kriege. Im Jahre 12 konnte er dafür einen Triumph feiern. Als er die Stadt betrat, habe er vor Augustus wie Sol auf den Reliefs vor Mithras gekniet (S. 174).

Fassen wir mit Mastrocinque die historische Entwicklung des Mithraskultes zusammen: Er sei wohl unter Tiberius entstanden – dies mag ein Druckfehler sein, aber beim Hypothesengeflecht des Verfassers kann man sich nicht sicher sein. Wer war dieser geheimnisvolle Schöpfer des Mithraskultes? Der Autor kennt die Antwort, wobei ich die vielen »vielleicht« übernehme: Dieser Mann, vielleicht ein freigelassener Sklave, hatte enge Verbindungen zum kaiserlichen Hof, war mit dem Kaiserkult vertraut, kannte die zentralen Ereignisse der römischen Geschichte und das Interesse an anatolischen und trojanischen Kulturen. Er hatte die Rolle von Apollo und Sol innerhalb der augusteischen Propaganda verinnerlicht, spielte vielleicht sogar eine Rolle bei ihrer Genese. Die schwierige Nachfolgeregelung für Augustus war ihm wohlvertraut. Er war vielleicht in Tarsus ausgebildet worden und besonders stolz auf dessen persische Traditionen. Dies rührte daher, dass seine Familie sich vielleicht auf persische Vorfahren zurückführte.

Mit der Situation unter Tiberius erklärt Mastrocinque auch die soziologische Entwicklung, dass keine Frauen zum Kult zugelassen waren. Es gab zu dieser Zeit nur den Divus Augustus, da Tiberius sich geweigert hatte, seine Mutter Livia zu konsekrieren. Augustus musste folglich das Universum ohne seine Gattin leiten, der weibliche Part fehlte, wie im Himmel so auf Erden (S. 191). Die hier aus einzelnen Passagen wie Mosaiksteine zusammengetragenen Aspekte führt der Verfasser in einer ausführlichen Passage zu einem Gesamtbild zusammen, mit dem das fünfte Kapitel endet (S. 202 f., ähnlich 262 f. und 329).

Die Kapitel sechs bis elf mit ihren vielen Paragraphen in ähnlicher Weise zusammenzufassen, ist mir nicht möglich, da der Autor fortan zwischen Texten und Themen aus der gesamten Antike hin und her springt. Er sieht viele allegorische Interpretationen, die von Mithras-Anhängern geteilt wurden. Das mag sein, darf aber nicht dazu führen, auch heutzutage alles allegorisch zu deuten. Ein weiterer Punkt fällt in diesen Kapiteln ins Auge: Mastrocinque sieht den Mithraskult im Wesentlichen als einheitliches Gebilde. Sicherlich spreche auch ich von dem Mithraskult schlechthin, wir sollten uns aber klar sein, dass wir über ein Phänomen handeln, das sich von Britannien bis Ägypten über einen Zeitraum von einem halben Jahrtausend erstreckte. Das Christentum bildete

im selben Zeitraum etwa neunzig Gruppierungen heraus, die mitunter nur den Namen gemeinsam hatten. Immer wieder schlägt der Verfasser dabei den Bogen zu seiner historischen Deutung des Kultes. Anfangs hatte er behauptet, dass die Mithrasanhänger in die sieben Grade eingeweiht werden konnten, die Mehrheit aber nur den vierten Grad erreichte (S. 34); dafür gibt es keinerlei Hinweise. Der vierte Grad stand unter dem Schutz Jupiters. Durchlief man die folgenden drei höheren Grade, erlangte man eine höhere Stufe der Realität: Man ließ, so die Deutung des Autors, die Republik hinter sich und trat in das Kaiserreich ein (S. 243).

Ich füge einige Einzelheiten an, die strittig sind: Ob den Eingeweihten ein neuer Name, ein Signum, verliehen wurde (S. 11), ist nicht bekannt, da solche Signa in der Spätantike allgemein verbreitet waren. Sicherlich gibt es einige Inschriften, die Mithras und dem Wohl des Kaisers geweiht sind (S. 45), dies ist aber nicht die Regel, und für Jupiter beispielsweise sind es mehr als zwanzig Mal so viele. Die Deutung Christi als solare Gottheit ist keineswegs das Ergebnis der konstantinischen Zeit (S. 73), sondern findet sich bereits im Neuen Testament. Ob der Rabe auf den Mithrasreliefs damit zu erklären ist, dass Raben als Feinde der Stiere galten, weil sie den Huftieren die Augen auspickten (S. 168), bezweifle ich. Die Abkürzung einer Inschrift aus Mailand, die eine Frau dem »D. M.« geweiht hat (S. 305), kann »D(eo) M(ithrae)« oder »D(eo) M(ercurio)« aufgelöst werden (CIL V 05659). Wenn Mastrocinque vom »triumph of Christianity« spricht, der das Ende der Mithraskulte herbeigeführt habe (S. 314), sollte man wenigstens andeuten, dass der römische Triumph immer am Ende eines blutigen Krieges stand. Die Durchsetzung des Christentums erfolgte keineswegs allein aufgrund einer veränderten kaiserlichen Ideologie (S. 317). Und was soll schließlich eine Bemerkung, dass Jesus und die Apostel nie in den Mithraskult eingeweiht waren (S. 316)?

Nicht einverstanden bin ich ferner mit der Behandlung von Phänomenen, die Mastrocinque »gimmicks« oder »tricks« nennt (vgl. Kapitel 8: »Mithraism and the Magic Arts«). Er meint damit beispielsweise Altäre mit der Darstellung des Sonnengottes. Bei einem Altar ist die Strahlenkrone so aus dem Stein herausgearbeitet, dass sie von der Rückseite her erleuchtet werden konnte; dort befindet sich eine Nische, in die eine Öllampe passte. In einem dunklen Raum konnte man auf diese Weise die Sonne aufgehen lassen. So etwas kann man aus heutiger Sicht als »trick« oder »gimmick« bezeichnen, aber dies ist ebenso anachronistisch wie die Rede von Betrug. Denn man sollte festhalten, dass solche Bilder oder Erscheinungen in den antiken Kulturen aus einem völlig anderen

Bewusstsein hervorgegangen sind. Sie ergaben sich unmittelbar, etwa in der Weise, in welcher der Traum mit bildlichen Inhalten operiert. Solche Bilder und Erscheinungen bedurften vermutlich keiner gedanklichen Erklärung, sondern ihr Sinn wurde instinktiv gefühlt, die Imaginationen wurden erlebt. Ein antiker Autor fasst das Verständnis des antiken Menschen von Bildern und szenischen Darstellungen treffend in wenige Worte: »Bei religiösen Zeremonien bedeuten Imitationen dasselbe wie die Wirklichkeit« (Servius zu Aeneis 2, 116).

Was bleibt als Fazit? An einer Stelle schreibt Mastrocinque: »One could think that all this is pure fantasy«. Ich muss gestehen, mir geht es so.

Hennef

Manfred Clauss